



Ingrid

Anders Zorn †



Winter am Maisingersee

H. Mayrhofer-Passau

Der Meerermann

Nach einer alten Chronik

Von Hermann Hesse

Trotz den vielen Humanisten, die es im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien gab, passierten damals zwischen Mailand und Neapel viel erstaunlichere Dinge als heutzutage; wenigstens reizen die Chronisten jener Zeit trotz ihrer gelegentlichen Alltuglichkeit alle Augenblicke die Augen weit auf und berichten mit der ihnen Berufe zukommenden Treuefertigkeit ganz wunderliche Sachen. Ein solches, von zahlreichen Augenzeugen beglaubigtes Ereignis aus eben jener Zeit ist das folgende.

Eine Stadt am Meere, eine zwar nicht große, aber uralte, hochberühmte und von vielen Fierden der Kunst und Wissenschaft bewohnte Stadt errichtete auf dem Strandort eines längst vom Boden verschwundenen Neptuntempels eine schöne Kirche. Sie wurde vollendet und eingeweiht und von jedermann mit Ertz und Freude besucht und betrachtet, nur nicht von den Bewohnern des eisferächtigen Nachbarstädtchens.

Da geschah es kurze Zeit nach der Einweihung jener Kirche durch den Bischof, daß ein graufiger Sturm ausbrach, der mit unerbittlicher Stärke vier Tage und Nächte wütete. Mehrere Fischerboote gingen mit Mann und Maus unter, ein Segelschiff mit reicher Warenladung versank umweit der Küste, und vom Turm der neuerbauten Kirche wurde das zentnerschwere vergoldete Kreuz ausgerissen. Es stürzte auf die Kirche, durchschlug das Dach und blieb verwittert und verborsten im inneren Gehäuse hängen. Manche fanden, seine jetzige Form sei die eines Dreiecks, und schlossen daraus auf eine Nachbehandlung des beliebigen Meerergottes. Andere bemühten sich, die Haltlosigkeit dieser Behauptung darzutun, man erregte sich über die Frage, und bald war die ganze Stadt deswegen in Streit und Eifer. Der große Hilseiker Markus Calestis verlas in Ratsaal eine Abhandlung über Wesen und Geschichte der Meerergötter, eine wandere Arbeit voll alter Sätze und Hinweise auf die Werke der Alten wie auch der Kirchenväter, die am Schluß in der Übersetzung gipfelte, die ehemaligen Meerestöter seien entweder ausgerottet oder doch in unbekante und öde Gegende jenseits der Weltteile entwichen.

John antwortete der berühmte Redner Casarius in einem öffentlichen

Vortrag. Unter Anerkennung der Gelehrsamkeit und Verdienste des Calestis behauptete er mit Überzeugung das Gegenteil und machte seine Ansicht vielen überaus wahrscheinlich, indem er aus Chroniken wie aus Erfahrerberichten neuerer Zeiten viele Fälle von Begegnungen zwischen Menschen und bedäuflichen Meerwesen aufzählte.

Inzwischen hatte der entsehlische Seefahrer nachgelassen, und wenn auch die See noch zornlich bewegt war, konnten doch Fischer und andere Leute, die ihr Gewerbe am Strand betreiben, wieder ihrem Berufe nachgehen.

Da kamen eines Morgens Fischerweiber in die Stadt gelaufen und verkündeten schreiend, es liege am Sandufer vom Meere hergepült ein Mann nackt und halb vom Seetang überzogen. Sie vermuteten in ihm den Leichnam eines von den im Sturme Ungekommenen, und in Bälde begleitete sie eine große Schar, teils Hilseiker, teils Neugieriger zum Ufer. Sie nahmen Enten, Netze und Seile mit, einige machten auch ihre Boote flott, und so näherten sie sich dem Körper, der unweit des Strandes, scheinbar im Schlingengewächs verwickelt, im Laft der noch unruhigen Brandung auf und nieder schaukelte. Frauen wehklagten und beteten, Jünglinge und Kinder sahen mit Oranfen auf den bleich schimmernden Körper, der bald bis zur Brust sichtbar wurde, bald nur noch eine Hand über Wasser zeigte.

Des unsicheren Bodens und der vielen Untiefen wegen fand man es geraten, den Leichnam von drei Booten aus mit einem Schlepplapph einzuholen. Erfahrene Männer führten dies aus, und es gelang.

Entseht aber schrie die Menge der Zuschauer auf, als der vom Netz umschlossene Körper sich plötzlich heftig bewegte. Er riß am Netz und schlug mit den Armen, und unversehrt stieß er ein so wildes und schreckliches Gebrüll aus, daß jedermann das Herz ersarrte. Jagstisch warf er sich wie im Krampf in die Höhe, und nun konnte man sehen, daß er mit einem gewaltigen Fischschwanz an Stelle der Brine versehen war.

„Ein Ungeheuer! Ein Meermenscht! Ein Erschreck!“ riefen alle durcheinander, und nicht wenige ergriffen die Flucht. Die Männer in

den Booten aber hielten, obwohl erschrocken, Stand und zogen den unheimlichen Umstüchten mit Übermacht ans Land. Dort banden sie den ganz vom Netz umschlungenen Neermann noch mit starken Seilen, warfen ihn auf einen zweirädrigen Karren und führten ihn unter ungeheuren Auflauf und Geschrei des Volkes in die Stadt.

Hier war mittlerweile von den zuvor Beschlußten die Neugierigkeit in allen Gassen verbreitet worden, und auf den Marktplatz, wohin die Männer mit dem Karren elken, strömte im Augenblick eine unzählbare Volksmenge zusammen.

„Zerfahagen!“ und „Wietelein!“ riefen Hunderte unaufhörlich. Doch wagte sich niemand an den Gefangenen, denn die Einflüsterer überdes beobachteten umstanden.

Unter den Herren von Ruf und Geltung, die sich samt dem Bürgermeister in ziemlicher Anzahl eingefunden hatten, wurde heftig beraten. Der Historiker Calestis und der Redner Cäsarius waren die ersten, die sich dem auf dem Wagen liegenden Ungeheurer näherten, um es genau zu betrachten. So weit auch ihre Meinungen sonst auseinandergingen, waren sie doch darin einig, daß man versuchen müsse, den Fremdling am Leben zu erhalten. Und es gelang ihnen, entgegen dem Wunsch der Menge, jene Männer zu veranlassen, daß sie den Gefangenen, gebunden wie er war, in den Marktbrunnen warfen, wo er als bald unterjank.

Der Brunnen wurde mit Schilblöcher besetzt, und das Volk trieb sich erregt noch lange auf dem Plage herum, während der Rat unter Beirathung jener Gelehrten über die fernere zu ergreifenden Maßregeln im Stadtsaale beriet. Calestis und Cäsarius erhielten Erlaubnis und Auftrag, den Zeitonen nach Möglichkeit zu erforschen und, wenn es möglich wäre, mit ihm zu reden.

Sie begaben sich zum Brunnen, wo die Wachen sie vor dem Andrang der Neugierigen schützten. Der Neermann lag auf dem Grunde des tiefen steinernen Beckens, und es gelang erst nach mehreren Stunden, ihn durch Bret und Fische an die Oberfläche zu locken. Endlich tauchte er auf, und es zeigte sich, daß er Netz und Stricke inzwischen abgestreift hatte. Die beiden Gelehrten machten das Zeichen des Kreuzes, wozu der Neermann lachte. Dann redete ihn bald der eine, bald der andere an, sowohl in italienischer wie in lateinischer Sprache. Doch verstand er sie nicht, obwohl er eifrig zu lauschen schien und teils durch Gebärden, teils durch unverständliche Laute einer fremden Sprache etwas zu sagen bemüht war.

Eine nachmalige Beratung im Stadtsaale blieb ohne Ergebnis. Cäsarius äußerte die Überzeugung, es müsse möglich sein, sich in irgendjener Sprache mit dem Fremdling zu verständigen. Darauf fand sich ein südändischer Schiffer, der als Verwalter einer Kreederei am Orte lebte und der sarazenischen Sprache mächtig war. Auch er redete mit dem Echeusal und wurde nicht verstanden. Doch hielt er es für wahrscheinlich, daß er griechisch rede, denn seine Laute kamen ihm denen der griechischen Sprache ähnlich vor, die er zwar nicht verstand, doch auf Versahaten manchmal hatte sprechen hören.

Es galt also, jemand zu finden, der Griechisch konnte. Allein es fand sich niemand, denn die Kenntnis dieser Sprache war damals wenig verbreitet. Doch wußte Calestis, der Historiker, daß der in der Nachbarstadt lebende Arzt Charitles griechische Bücher besaß und sich mit seinen griechischen Studien beschäftete. Nun hatte niemand Lust, der verhassten Nachbarstadt den Triumph zu gönnen und den Charitles helen zu lassen.

Aber in einer letzten Sitzung spät am Abend wurde doch schließlich für richtig erachtet, den fremden Art und Gelehrten heimlichweise herzubestellen, und Cäsarius übernahm den Auftrag dazu, wenn auch ungern. Früh am andern Morgen begab er sich zu Pferde nach der nicht sehr weit entfernten Stadt, sprach bei Charitles vor, soate ihm viele Schmeicheleien und bat ihn am Ende, ohne Aufsehen mit ihm zu kommen. Jener meinte, er habe durchaus kein Interesse daran, der Feindin seiner Vaterstadt einen Dienst zu erweisen, doch wolle er der Wissenschaft zuliebe und gegen eine ordentliche Belohnung immerhin mitkommen.

Und so fanden am späten Nachmittag die Elken der Stadt, die Gelehrten und der Arzt Charitles am Rande des Brunnenbeckens. Das Meerungeheuer tauchte empor und legte sich mit beiden Armen auf die Einreihung. Charitles sprach es lateinisch und italienisch an, doch ohne Erfolg. Da begann er griechisch zu reden, und kaum hatte

er einige Sätze gesagt, so gab auch das Ungeheuer fremdartige Laute von sich.

„Es ist gut“, sagte der Arzt zu den Umstehenden, „er gibt mi Antwort“.

„Wie scheint aber doch“, meinte Calestis, „das Schrecknis rede nicht dieselbe Sprache wie Euer Wohlgeboren“.

„Ihr habt ein feines Ohr“, erwiderte der Arzt lächelnd. „Der Triton spricht zwar Griechisch, jedoch den veralteten jenseitigen Dialekt, denselben, in dem die Gesänge des Homeros abgefaßt sind.“

Er redete weiter mit dem Unhold, bis dieser, der Belästigung müde, untertauchte und in tiefen Wasser verschwand. Darauf gab er im Rathsaale seine Unterredung zu Protokoll. Nach diesem hatte der Neermann mitgeteilt, er sei ein Abgesandter des Gottes Poseidon. Selbiger sei erboßt, daß an der Stelle seines ehemaligen Tempels ein fremdes Gotteshaus errichtet worden; darum habe er jenen Sturm erregt, Fische und Seelente samt ihrem Gut vernichtet und Turm und Dach des neuen Tempels beschädigt. Sollten die Einwohner der Stadt es wagen, diese Beschädigungen auszubessern, so werde seine Rache ohne Grenzen sein. Außerdem aber verlange er zur Sühne die Errichtung eines Standbildes auf der Säule des Marktbrunnens.

Charitles erhielt ein anfändiges Geheißel und ward von zwei Elken bis zur Mitte des Weges in seine Stadt zurückgeleitet. Das Meerungeheuer stieß in der folgenden Nacht einen dreimaligen, grassigen Schrei aus und war am Morgen spurlos verschwunden. Bald darauf ward über dem Brunnen ein ehernes Neptunbild aufgestellt, und das Loch im Dache der neuen Kirche blieb offen und ließ Sonnenschein und Regen durch. Das trag um raschen Verfall des Gebäudes bei, heute steht daselbe nicht mehr, sondern wurde im siebzehnten Jahrhundert durch eine schöne Kirche im Barockstil ersetzt.



Der Krüppel

A. Burkart



Der Philosoph

Karl Spitzweg f

WENN MANCHER MANN WÜSSTE...

Von F. M. Reißerscheidt

Der Mann mit dem Reptiliennamen Tom Serpent kommerzialisiert die ihm von Gott verliehene Gabe der Erfindung gewollter Geschehnisse. Das Publikum schätzt diese als Kriminal- und Abenteuerromane summierenden Kompendien des Heldennutts und des Grauens, aus denen Serpent selbst immer wieder siegreich und rühmüberladen hervorgeht. Einmal figuriert er als Gummian des erfolgreichsten amerikanischen Banditen, ein andermal als Geheimkurier Tschiangkaiſcheks, in einem dritten Fall befreit er Old England und Cretland Jand von dem furchtbaren Alldrud eines ansehnend körperlosen Halunken, der seine Opfer durch

Willensläbmung vernichtet und den er am Ende mit dem Chefredakteur einer englischen Modereizschrift identifiziert. Also ein niemals lernender Detektiv mit aus Wunder grenzender Kombinationsfähigkeit und auf der andern Seite unwahrscheinlich geriffene Botschafter, die entweder — das ist die erhabene Sorte — aus Verbitterung ganze Kontinente in Brand setzen oder aber — das gilt für alle Tage — die lediglich klauen wollen und deshalb auch nicht wie die reiferen in einer grandiosen Katastrophe zugrunde gehen dürfen, sondern dicht vor der Verlobung von Serpents Gehilfen mit der Nichte des durch die Intervention der Schanden

verhahrten Millionärs schlicht und einfach ins Polizeigefängnis abwandern.

Nun haben die Leser von Tom Serpent teils die Vorstellung, die sich ohne kompliziertere Erwägungen aus dem Konsum seiner Werke ergibt, teils eine ähnliche, die auf den plausiblen Gedanken hinausläuft, der Erfinder und Schilderer solcher Verhältnisse müßte schon ein verwegener Darsche sein, auch wenn er das alles nicht selbst mitgemacht. Also mindestens ein gründlicher Kenner der Materie, ein Mann, der sich unangesehen hat, und dazu genügt nicht, daß man tagaus tagen Schopffeste raucht, dazu muß man auch Mut und Geschicklichkeit

beßsen, dazu muß man kaltsblütig sein wie ein Ertrocknis und nicht zuletzt muß man sich seiner Haut zu entspehen wissen, wenn's drauf ankommt. Keine Frage, daß Tom Serpent solch ein Mensch ist. Jeneadows muß doch dran sein, denken die Leser, das heißt jene Minderheit, die überhaupt etwas zu denken für nötig hält und die hoffentlich bald völlig aussterben wird. Und nun komme ich und ich bin nicht auf die Vogl des Scheins angewiesen, denn ich kenne Mister Serpent persönlich.

Er heißt vulgo Friz Knieerde und wohnt in Berlin-Steglitz. Er hat eine Frau und drei

Kinder und eine reichlich banale Zweizimmerwohnung. Knieerde lispelt etwas. Abends nach 10 Uhr trifft man ihn häufig in der Kneipe Ecke Birkbuschstraße und da trinkt er nun nicht etwa scharf ausspähernd, ob der Rote Bill endlich mal in die Falle läuft, einen Whisky nach dem andern, sondern zwei kleine Helle. Seine vielgelesene Geschichte von dem Lemnionmeister, den er nach dreihundert Seiten als Meisterespion entlarvt, ist ihm eingefallen, als er einmal Sonntags mit Frau und Kindern im Freibad Wannsee in der Sonne schwam. Er ist klein von Wuchs, übrigens schon siebenundvierzig und

ein erkrankter Rheumatiker. Wenn seine Verleger ihn wie üblich schlecht behandeln, ihn für 11 Uhr bestellen und dann bis 2 Uhr warten lassen, dann dringt er nicht mit Gewalt ins Kontor ein und kauft sich mal den Kel hinterm Schreibeisch, sondern erklärt, schließlich vorgelesen, verlegen lächelnd, das hätte ihm gar nichts ausgemacht und schimpft dafür hernach zu Hause seine Frau aus, weil das Essen verkehrt sei. Seine stille Sehnsucht hat er auch und die hat gar nichts mit dem Pöpsel von Santa Maria oder mit der Frage zu tun, wer der Mann mit der grünen Maske in der gleichen Weise sei wie Tom Serpent ein gewisser Herr Knieerde aus Steglitz. Sie betrifft einen Schrebergarten drüben in Südende und eine monatliche Mehreinnahme von 50 Mark, um den Jungen ins Gymnasium schicken zu können. Das einzige, was bei Freund Knieerde unter Umständen an den legendenumwütetern Mister Serpent erinnern könnte, ist eine Lebensversicherung über dreitausend Mark, zahlbar an die Witwe. Aber unnötig, zu sagen, daß unserm Knieerde dabei, wenn überhaupt etwas, dann vielleicht ein noch lange nicht fälliger und dann unglücklich harmloser Strecktod vorzuschwebt und nicht der bei einem Serpent eigentlich unvermeidliche Absturz aus dem siebenundzwanzigsten Stockwerk des Elliotbuildings in Chicago oder die Kugel aus der Selbstflordrüse des Königs der Beddelwirte von Schanghai.

Die Alte am Fenster von Lilly Frick

Stets aus ein Blüten hinter ihren Scheiben.

Der Strickstrumpf wuchs in ihren Faltenhänden.

Und immer grüßte uns ihr Lächelblick, als segnete sie unser lautes Treiben, an dem sie hinter gläsern dünnen Wänden noch ihren Anteil hatte. — Das Geschick war hart zu ihr, es nahm ihr Mann und Erben,

nahm alles, was es ihr dereinst gegeben. Da saß sie still und alt. Das Lächeln blieb und grüßte hinter ihren Blumenscherben die Menschen, die da gingen. Alles Leben war ihrem Herzen wundervoll und lieb.

Oft such ich noch in engen alten Gassen nach einem Fenster unterm Giebelgedache, nach einem ur-, uralten Angesicht. Ich weiß, es lebt noch irgendwo. Gelassen hält es von hoch da oben stille Wache und seines Lächelns Güte endet nicht.

DER DOPPELGÄNGER VON JAKOB HARINGER

Der Schotte Robert Bruce, damals etwa dreißig Jahre alt, diente 1823 als Unterschtiff auf einem Handelschiffe, welches zwischen Liverpool und St. John in Neufundland fuhr. Der Unterschtiff in seiner Kajüte, die an jene des Kapitäns stieß, mittags einst an der Küste von Neufundland in Berechnung der Länge vertieft und mit dem Resultat nicht zufrieden,ief nach der Kajüte des Kapitäns, welchen er daselbst anwesend



Die Alte

Toni Fiedler



Berge—Wasser—Wolken

M. Höfle-Dachau †

glaubte: „Wie haben Sie es gefunden?“ Aber die Absfel blinkend, glaubte er den Kapitän in seiner Kajüte schreiben zu sehen und ging endlich, da keine Antwort erfolgte, hinüber, wo er, als der Schreibende den Kopf hob, ein völlig fremdes Gesicht erblickte, welches ihn starr betrachtete. Heute stürzte aufs Betted und teilte dem Kapitän dies mit. Als beide hinabgingen, war niemand zu sehen, aber auf der Tafel des Kapitans stand mit einer ganz unbekanntem Handschrift geschrieben: „Steuert nach Nordwest!“ — Man verglich die Schriften aller, die auf dem Schiff schreiben konnten, — es paßte keine; man durchsuchte das ganze

Schiff — es wurde kein Verfleckter gefunden. Der Kapitän ließ das Schiff in der Lat nach Nordwest steuern. Nach einigen Stunden begegnete man einem in einem Eisberg steckenden Wrack mit Menschen. Es war ein verunglücktes, nach Daube bestimmt Schiffe, Mannschaft und Reisende in größte Not. Als die Boote von Brues Schiff die Verunglückten an Bord brachten, sahe dieser beim Anblick des einen zurück, der an Gesicht und Anzug ganz dem glück, den er in der Kajüte hatte schreiben sehen. Der Kapitän ersuchte ihn, dieselben Worte „Steuert nach Nordwest!“ auf die andere Seite der Tafel

zu schreiben, und siehe da, es war die gleiche Schrift! Der Kapitän des verunglückten Fahrzeuges berichtete, daß der Schreiber am Mittag in einen tiefen Schlaf verfallen sei und, nach einer halben Stunde erwacht, gesagt habe: „Heute werden wir gerettet!“ — Er hatte geträumt, er sei an Bord eines Schiffes, welches zur Rettung heranzöge. Er beschrieb das Schiff, und als es wirklich in Sicht kam, erkannten es die Verunglückten aus seiner Beschreibung. Und der Schreiber erklärte noch, es komme ihm alles bekannt vor, was er auf dem Schiffe sehe, das sie gerettet habe. Wie es zugegangen, wisse er nicht.

FEDOR KUSMITSCH

VON MANUEL SALDBERG

Lebte Jahre lebte Fedor Kusmitsch in dem kleinen sibirischen Dorfe. Im Jahre 1826 erschien er plötzlich in dem Dete. Ein kleines Holzhaus, am Ende der einzigen und eintönigen Straße, wählte er als seine Wohnstätte. Von den Dorfbewohnern wußte keiner, woher er kam und nur wenige erfuhrten von ihm mehr als seinen Namen.

Ofi und gerne saß er in der warmen Stube des alten Wasil Jwanowitsch Koroljew, inmitten unter den Dorfältesten. Ober dem Tische flackerte eine Öllampe und der matte Schimmer breitete sich über den Tisch und die Köpfe der Alten aus. Der übrige Wohnraum lag im Dunkel. Nur in einer Ecke zuckte ein Lichtlein in rotem Glase vor dem Bilde der „Schwarzen Mutter Gottes von Kasan“ und nahm sich wie ein leuchtender Wuststropfen an der Wand aus. Große Scheite knackten im Ofen und der Samowar beumte am Tische.

Da wurde der sonst so wortkarge und ernste Fedor geprüblich und

wunderfame Geschichten wußte er aus dem großen Russenreiche zu berichten. Weit ist er schon herumgekommen und vieles hatten seine Augen gesehen.

Gerne erzählte er von Alexander I. Pawlewitsch, Kaiser von Rußland. Von seiner Vermählung mit Elisabeth, einer Tochter Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden im Jahre 1793. Er schilderte, wie Alexander I. nach dem graufigen Attentate auf seinen Vater Paul I. mit 24 Jahren den Thron bestieg. Seine Augen leuchteten, wenn er von der Krönungsfeierlichkeit in Moskau im Kremlin sprach, von dem großen Punktste, welches er miterlebte.

Wie an diesen Tage die Come als blutrote Scheibe am Firmament emporstieg, die unzähligen großen Zwiebeltürme des Kremls in mächtige lodende Fackeln verwandelte und ein prächtiges Flammenmeer zum Himmel emporstrahlte. Wie alle Glocken der Stadt Moskau läuteten

und ihr melodisches Dröhnen sich erst im Äther ganz verlor, als der neue Zar, die mit tausenden Kerzen erleuchtete Kirche verließ.

Er beschränkt seinen Jubelreden den Punkt und die Farbenpracht in dem großen dichtgefüllten Gotteshaus. Von den Diamanten, welche aufblühten aus den kostbarsten Schmuckstücken der Erde, von den sprühenden Feinern der Diadems und dem Farbenschauspiel der Uniformen, auf welchen die Orden prangten. Wie vorne am Altare die höchsten geistlichen Würdenträger, in alte kostbar gefüllte und mit Edelsteinen besetzte Messingvögel gebüllt, in Weißschneidwerkeln ihre Erscheinungen aus einer anderen Welt ständen.

Von Fjodor erzählen sie erst so recht, was Zar Alexander I. für das große Rußreich während seiner Regierungszeit getan hatte. Sie hörten von dem Frieden, den er nach den Schlachten von Gplau und Friedland im Jahre 1807 in Tilsit mit Napoleon I. schloß und dem Bündnis mit ihm ein Jahr später in Erfurt, welches er nach der Niederlage Österreichs im Jahre 1809 wieder löste und ein solches mit Deutschland einging, als Napoleon sich anschickte, im Jahre 1812 den Feldzug gegen Rußland zu eröffnen. Erspannt lauerten sie der Stimme Fjodors, als er von Napoleon I. erzählte, der an der Spitze seiner großen Armee, die eine halbe Million Mann zählte, den Niemen überschritt und Wina besetzte. Wie Napoleon nach den Siegen in Esmolent und bei Borodino, durch welche der Weg nach Moskau frei wurde, am 14. September mit seinem erschöpften Heere in diese Stadt einzog. Interessant verstand Fjodor zu schildern, wie so diese prächtige Stadt angetroffen wurde. Nur Verbrechergefinde und Kranke botz die Stadt um diese Zeit in seinen Mauern, da alle anderen Bewohner bereits geflohen waren. Feuer brach aus und Moskauer's Flammen loderten fünf Tage zum Himmel empor. Wie nach einem Monat, durch den ungewöhnlich früh hereinbrechenden Winter gezwungen, Napoleon diesen taubenden Zimmerräumen verließ und von einer halben Million nur mehr zwanzigtausend Mann die Bergflur überschritten, da außer den Kämpfen, Hunger, Krankheit und die furchtbare Kälte unzahlige Opfer forderten und wie der letzte Rest der geschlagenen Armer Frankreichs, — in Lumpen gefüllt, frierende und hungrende Soldaten, — durch das weisse Eiß-Rußland stapften.

Ein andermal hörten sie von ihm, wie Alexander I. mit seiner Gemahlin Jarin Elisabeth zur Erholung nach Südrußland, nach Taganrog, einer Stadt am Afonischen Meere reiste, wo er am 1. Dezember 1825 starb. Daß man damals verschiden von der Todesursache sprach, wo die einen behaupteten, er sei an einer Fieberkrankheit gestorben, dagegen die anderen mit Bestimmtheit von einer Vergiftung wissen wollten. Fjodor verteidigt die Ansicht, keiner wußte überhaupt die Wahrheit. Er wohnte auch damals der prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeit Alexander I. in Moskau bei.

Dieselben Glocken erklingten, wie einst bei seiner Krönung, doch dichter Nebel verfluchte ihren Klang. Die Sonne streute an diesem Tage kein flammendes Gold über die Stadt aus, nur Schnee bedeckte sie wie ein Leichentuch und schloß weisse Hauben über die mächtigen Zwiebeltürme.

Noch nie hörten diese Menschen so erzählen, wie es Fjodor konnte. Keiner von ihnen wußte wie er, von dem Leben des verstorbenen Väterchens Zar soviel zu berichten. Kein Wunder, diese Menschen kamen in ihrem ganzen Leben aus der nächsten Umgebung ihrer Behausung nicht heraus und betrachteten ihr ganzes Erdendasein nur in dieser Einsamkeit.

Fjodor dagegen lebte früher in den großen Städten Rußlands, wo buntes Leben und Treiben herrschte, wo Reichthum und Armut eng beisammen wohnten und ein Ereignis oder Fest das andere ablöste.

Ein düsterer Tag war der 20. Jänner 1844. Das ganze Dorf lag tief im Schnee eingebettet. Von manchen Häusern waarten kaum mehr die kleinen Fenster zu sehen und noch immer wirbelten große Schneeflocken vom bleigrauen Himmel hernieder. Wie eine Wallfahrt zogen die Dorfbewohner, jung und alt, zum letzten Hause an der Straße, in welchem Fjodor Kusmitich im Sterben lag. Er gedachte gewöhnlich nur wenig mit den Leuten sprach, so liebten ihn doch

alle. Man wußte, daß er von früheren Ersparnissen einfach lebte und doch half er überall, wo Hilfe nöthig war. Er kam zu jedem Krankenlager und linderte die Noth, wo sie zu Hause war. Er ließ arme Kinder des Dorfes Ecken und verfertigte ihnen oft die schönsten Puppen und Spielsachen.

Ernst und schweigsam betraten die Leute das kleine Haus. Gegenüber der Eingangstüre, in einer Nische, stand das Bildnis eines Heiligen, vor dem sich jeder verbeugte und das Kreuz schlug, bevor er die große einfache Stube betrat. Viele Menschen standen drinnen mit Tränen in den Augen. Fjodor bemerkte keinen mehr von ihnen, denn er sprach im Fieber bereits mit Wesen, die uns Menschen erst im Todeszwingen bekannt werden dürften. Vielleicht sind es Gestalten, die Sterbende bereits langsam zur Pforte der ewigen Herrlichkeit oder Verdammnis geleiten.

Die Dorfärzte, denen Fjodor so oft und viel erzählte, saßen um das Bett herum und lauerten voll Sorge auf jeden Atemzug des Kranken, ob er nicht der Letzte sei. Sie hofften, daß das Bewußtsein noch einmal zurückkehrt und Fjodor ihnen noch etwas zu sagen habe. Und so war es.

Langsam öffneten sich noch einmal seine Augen und starrten verklärt zur Zimmerdecke empor. Erhuber mit dem Aem ringend hauchte er die letzten Worte: „Bin nicht... Fjodor... Kusmitich... ich... war...“

Alle Anwesenden starrten sich erst verständnislos an, dann knieten sie nieder und murmelten ein Gebet für den Verstorbenen.

Auf der tief verschneiten Dorfstraße standen die Leute in Gruppen beisammen und sprachen nur von Fjodor Kusmitich, — der nie so hieß. Die meisten hielten ihn für einen Verbrecher, der nach gelangener Flucht in das kleine Dorf Sibiriens kam und hier bis zu seinem Tode, als einfacher und braver Mensch lebte.

Seinen Leichnam begleitete ein langer Zug, das ganze Dorf watete in Schnee hinter dem Sarge einher. Im Garten eines kleinen Klosters, für welches er die Jahre hindurch viel spendete, wurde der Unbekannte beerdigt. Einen einfachen Stein ließen die Dorfbewohner zu dem Grabhügel stellen mit der Inschrift:

Bin nicht
Fjodor Kusmitich
. . . ih war?

Befriedet am 20. Jänner 1844.

Wird man je den verwitterten Grabstein mit dieser kaum mehr lesbaren und geheimnißvollen Inschrift finden?

Es ist die einsame und verborgene Ruhestätte von Fjodor Kusmitich und an Stelle des Fragezeichens wird man setzen müssen:

„Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland“.

Nicht in dem dumpfen Grabgewölbe bei seiner Familie, in einem reich geschmückten Sarge durch der Kaiser des großen Rußreichs, sondern in der Einsamkeit Sibiriens, unter einem wild verwachsenen Grabhügel, auf den nur Grotz die Blumen freut. Und oft sitzt auch ein Vögelchen im Sonnenschein auf dem alten bemosten Steine und teilt mit den Vögeln zum Himmel empor.

Alexander I. war regierungsmüde. Als er damals in

Taganrog verweilte, es sei im Volke das Gerücht von seinem Tode im Umlaufe, blieb er dabei, — wollte als tot gelten. Ärzte wurden bestochen, befristigten sein Ableben und ein schwarzer, aber leerer Sarg wurde durch Moskau getragen. Er selbst wohnte nicht prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeit als Zuschauer bei. Sodann floh er aus der Stadt und vor den Menschen in ein kleines sibirisches Dorf, wo er noch achtzehn Jahre als „Fjodor Kusmitich“ lebte. Vor nicht langer Zeit, als man in Conspirationen

die Särg geöffnete, bestätigte sich diese Erzählung. Der Sarg Alexander I. war leer, — nie lag ein Mensch darin.





Der Strohmann

Der Strohmann

(Zu nebenstehendem Bild)

Ein Strohmann steht im Feld
und reckt die dürrn Knochen,
er hat noch nichts gerochen,
er dünkt sich noch als Held.

Was lange nicht mehr da —
das schreckt er mit Emphase,
daß selbst der ärmste Hase
nichts Kümmerlicheres sah.

Er droht und weiß nicht wem;
er blüht in seinem Plunder,
sich wie ein neues Wunder,
so groß als unbequem.

Die Flur ist still, sie schweigt —
da meint er, sein Getue
hät' diese tiefe Ruhe
erfunden und erzeugt.

Doch morgen kommt der Wind,
an dem er mag entdecken,
daß Stroh und nackte Stecken
nicht für die Dauer sind.

Arnold Weiß-Rüthel

Liebe Jugend

Die achtjährige Lotte hat in einem Aufsatz über den Feilschling geschrieben: „Ich ging mit meinem Vater über die Wiese. Da waren viele *M u n d w u r f s h a u f e n*.“ Der Lehrer verbeifert: „Lotte, das Tier heißt doch Maulwurf!“ Aber etwas beleidigt hebt Lotte auf und berichtet: „Meine Mutter hat gesagt, Maul ist ein schlechtes Wort, ich soll immer Mund sagen.“

K. B. W.

„MAL HERHÖREN!“

Die „Deutsche Wochenschau“ veröffentlicht folgendes Zitat eines Leitartikels aus der Zeitschrift „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914-1915“:

„An alle Kommisköpfe!“

„Alles mal herhören!“

Auch die Hitler-Jugend!“

Vor uns liegt eine eigenartige Zeitschrift mit dem Titel „Wir Kriegsfreiwilligen von 1914—1915“, die unter dem obigen Titel in Nr. 31 einen ebenso merkwürdigen wie interessanten Leitartikel bringt. Im folgenden bringen wir einige Auszüge:

„Aber sagt mal, liebe Leute, was versteht Ihr eigentlich unter „Geist der

Front“? Zunächst äußert sich dieser Geist der Front nämlich darin, daß man nicht soviel von ihm *s p r i c h t*, sondern danach *h a n d e l t*. Gesprochen wird aber heute sehr viel davon. Viel zu viel! Man kann kaum eine Zeitung aufschlagen ohne zu lesen, wie „die braunen Massen zu Erz starren, die Fahnen rauschen, die Lieder brausen und der Jubel der Zuschauer kein Ende nimmt...“

Eine ganze Nation kann nicht dauernd mit „Achtung, Augen rechts!“ im Parade-marsch marschieren. Es muß auch mal das Kommando kommen: „Ohne Trit!“ Und dies Kommando wollen wir Euch geben, dazu sind wir mit dieser Nummer unter Euch erschienen.

Wenn Ihr in die Öffentlichkeit geht, dann habt Ihr immer — auch geistig — umgeschallt. Dann kommt Ihr daher, von Kopf bis Fuß jeder Zoll ein junger Kämpfer, — „was willst Du mit dem Dolche, sprich!“ — der die „getarnte Reaktion“ und die „Spießler“ schlägt, wo er sie trifft! Und in Euren Zeitungen und Zeitschriften, die ein Quell jugendlicher Lebensfreude sein sollten, findet man nicht eine Spur von Humor und Wit. Da sieht es aus, als müßtet Ihr allein Deutschland retten, und da die großen Worte durch den häufigen Gebrauch schon abgegriffen sind, greift Ihr zu den dicksten und schwersten Brocken und werft damit nach den Gebilden Eurer Phantasie. Und da es meist so aus dem Wald zurück-

schallt, wie man hineingerufen hat, so ist bald die schönste Balgerei im Gange um Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht existieren. Dieser geradezu verkrampte Zustand des dauernden geistigen Strammstehens muß aufgelockert werden und wir Kriegsfreiwilligen sind auf der Bildfläche erschienen, um zunächst mal in alter Feldfrische unsern Kantus anzustimmen: „O, was hab' ich da gelacht, Truideri-derallala, als ich diese Dinge sah, Oho, Oha! ...“

Wir müssen ja selbst kommen mit unserer Zeitschrift und sagen: Da sprach der alte Pelikan: Na, Kinder, dann laßt mich mal ran. Denn wir haben die Hoffnung aufgegeben, in der Presse ein lebendiges Spiegelbild deutschen Lebens zu suchen. Da reden sie lang und breit und theoretisieren über „die Grenzen der Kritik im autoritären Staat“, aber geändert wird dadurch nicht ein Deut. „Die Grütze säuert im Gehirn und immer dünner wird der Zwirn!“ Dabei kann man dem einzelnen Redakteur keinen Vorwurf machen, eher schon den Verlegern. Aber auch die kommen wieder mit irgendwelchen Gründen. Schließlich sind wir Kriegsfreiwilligen nicht aus unserm Unterstand gekommen, um Vorwürfe zu machen oder un-

produktive Kritik zu üben, sondern wir wollen den Herren Fachleuten an unserm läienhaften Beispiel wenigstens zeigen, wie man es machen könnte! Es bildet sich nämlich schon ohne viel Gequatsche der neue Zeitungsstil im Staate heraus. Von „oben“ her kann er allerdings nicht verordnet werden und der kluge Dr. Goebels, der einmal bei anderer Gelegenheit das goldene Wort prägte: „Da kommt einem ja der Kaffee hoch!“ kann seinem Ministerium nicht noch eine Abteilung für „Volkshumor“ angliedern ...

Was ist die Parole des Tages? Für uns alte Krieger der Vers: Wirft auch der Arm schon Falten, wir bleiben die Alten. So war es einst im Felde. Wir wurden im Verlauf des Krieges in härtester Auslese Offiziere und Unteroffiziere, aber wir blieben das, was der Krieg aus uns gemacht hatte: Frontschweine, immer mit unseren Leuten verbunden und „nach hinten“ ausschlagend. „Hinten“ sitzt heute mancher hohe Herr mit viel Lametta am Kragen. War vielleicht einst im Dreck des Schützengrabens unser Kamerad, „er ging an meiner Seite“, vielleicht ist er auch noch jünger. Macht nichts, wenn er nur ein Kerl ist! Aber auch der beste Kerl

macht manchmal Fehler, auch Du, Gruppenführer Maximilian Müller!

Wie leicht könnten wir z. B. der Hillerjungend sagen: „Riecht erst mal hin, wo wir schon hingeschossen haben“, aber es ist uns zu billig, uns auf vergangene Lorbeeren zurückzuziehen und darauf auszurufen. Unsern „Pulverdampf“ ziehen wir nur mal als Legitimation hervor, sonst wollen wir uns heute bewähren im Kampf der Wagen und Gesänge ... Wir hatten vor acht Wochen geschrieben: „Man muß dem Volke aufs Maul schauen“, sagte Luther, als er sich bemühte, die Bibel in ein allen verständliches Deutsch zu übersetzen. (So mancher kleine Gernegroß scheint sich da verhöhrt zu haben, denn er denkt: „Man muß dem Volk aufs Maul hauen.“ Schauen, lieber Freund, nicht hauen!) Man soll dem Ochsen, der da (tags) drischt, (abends) nicht das Maul verbinden. Man soll der harmlosen Meckerei und dem gesunden Humor des Volkes freie Bahn lassen. Vor wahrer Größe zieht das Volk respektvoll selbst seine Grenzen. Aber nicht jeder, der in Amt und Würden sitzt, ist vollkommen. Mancher hat wohl das Amt, aber nicht die Würde.“



Berliner Kneipe

Erwin Freytag-Berlin

RUNDFUNK BEI PENELOPE

Während der listerische Odysseus mit dem Drett der Achäer unter abwechselndem Kämpfen vor Troja lag, verbrachte seine Gemahlin Penelope die Zeit in einformiger Weise auf ihrem Landhaus zu Ithaka. Des Tages über konnte man ja freilich Spinnen weben, und sie wunden täglich länger und länger, womit aber sollte man die noch längeren Winterabende verbringen? Dazu erhielt man von dem, was in der Welt vorging, nur spärliche oder verspätete Nachrichten, denn das Postschiff aus Korinth lief nur in Abständen von acht Wochen die Insel Ithaka an. So war es denn nur begreiflich, daß sich Penelope eine solchen Dreieckigen-Apparat verschaffte, der ihr die Erfindungen des Großindustriellen Nikola Tesla'strotz der Gefahr brachte. Wenn sie so den langen Winterabenden, ihr Götchen Telemach auf den Knien haltend, vor dem Lautsprecher saß, wurde ihr die Zeit nicht lange, denn sie erfuhr zwischen Flötenspielerinnen aus Ephesus, Vorträgen über die Taten des Hekules, Hörbereichten von delphischen Orakeln, alle wissenwertesten Ereignisse, die in der Welt vorgingen.

Wettervorhersage: Vorwiegend heiter, über Arkadien teilweise Strichregen. Von Montag auf Dienstag Nachfröste, Einsetzen von Luftzufuhr aus Norden. Von einer Begehung des Olymps ist wegen drohenden Schneefalles abzuraten.

Nun die Nachrichten! Die Belagerung von Troja nimmt ihren Fortgang. Wie der „Stamander Bote“ bekannt gibt, soll Odysseus beabsichtigen, die Festung mittels einer List zum Falle zu bringen. Im Interesse einer erfolgreichen Durchföhrung des geplanten Unternehmens können nähere Mitteilungen über die Art der List zur Zeit noch nicht gemacht werden. — Im Lager der Achäer fällt ein hölzernes Pferd auf, dessen Inneres etwa für zwanzig bis dreißig Personen Platz bietet. Aber die Bestimmung des Pferdes wurde dem Berichtslatterer des genannten Blattes die Auskunft verweigert.

Der bekannte Aviationer Marcus hat heute vormittag mittels einer neuartigen Flügelkonstruktion den Versuch eines Überwasserfluges unternommen. Eine große Menschenmenge, unter der man den König Theodos mit Gemahlin bemerkte, wohnte dem aufregenden Schauspiel bei. Ausfragern gegenüber äußerte der kühne Flieger, daß er seinen sinnreichen Flugapparat in gemeinsamer Arbeit mit seinem Vater Dädalus erfunden habe und einen Non-stop-Flug von mindestens fünfzig Metern zu unternehmen gedente. Nach anfänglichen Mißerfolgen gelang es dem Flieger tatsächlich, sich in eine Höhe bis zu drei Metern über den Meeresspiegel zu erheben. Ein tausendfaches Obes belohnte die prachtvolle Leistung.

An der bekannten Cheops-Pyramide wurde eine Anzahl tiefer Sprünge festgestellt, die zu schweren Besorgnissen über die Haltbarkeit des Baues Anlaß gibt. Die Polizeidirektion von Memphis glaubt bereits, vor einer Besteigung des als Aussichtspunkt beliebten Denkmals warnen zu müssen. Als Sachverständiger äußerte sich der kgl. Oberbaummeister Gemut dahin, daß die Pyramide zu einer Zeit gebaut worden sei, in der man die Gesetze der Statik noch nicht genügend beherrschte. Die Berechnungen seien nach unseren heutigen Erkenntnissen völlig fehlerhaft gewesen. Auf Grund sorgfältiger Messungen glaubt der Sachverständige, dem Bau nur mehr einen Bestand von etwa hundert Jahren voraussetzen zu dürfen.

Sportbericht. Einem jungen Schwimmer, Herrn Kander, ist es geglückt, den Hellespont in der erstaunlich kurzen Zeit von 1 Stunde 14 Minuten nach dem kleinasiatischen Ufer zu durchschwimmen. Nachdem er sich während der Nacht im Hause einer ihm bewundernden Dame von seiner sportlichen Anstrengung erholt hatte, schwamm er noch vor Anbruch der Dämmerung in schnittigen Gewässern die gleiche Strecke wieder zurück. Bescheiden:

heit veranlaßt den erfolgreichen Sportler, seine Rekordversuche ohne Zuschauer und nur zur Nachtzeit zu unternehmen. Aber den Beifall seiner Leistungsfähigkeit befragt, erklärte Herr Kander, daß er sich nur von Eee-Tzelen nähre, und Wein, Weib und Gesang für ihn nicht vorhanden sein.

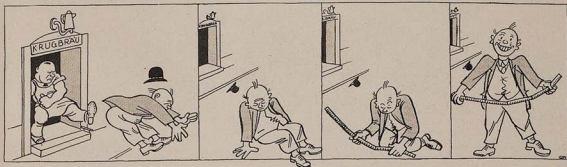
Börsenbericht. Die heutige Börse stand ganz unter dem Eindruck der Goldfunde im Lande Kolchis. Denn, wie bekannt, ist es dem Leiter der argonautischen Forschungs-Expedition, Herrn Jajen, gelungen, eine bisher unbekannte Schatzart zu entdecken, deren Hammel massiv goldene Felle tragen. Die Bestätigung dieser Nachricht traf kurz vor Schluß der Abendbörse ein und rief einen tiefen Sturz des Goldwertes hervor. Da das Angebot an Gold und die Nachfrage nach Kupfer beunruhigende Fernen anzunehmen verspricht, bleibt die Börse bis auf weiteres geschlossen.

„Hast du denn auch alles verstanden?“ fragte Penelope ihr Eöhnchen Telemach. „Ja, Mamma“, antwortete der Kleine, „aber es war ganz uninteressant. Sehe doch lieber mal in Rundfunkprogramm nach, wann die nächste „Kassellunde“ stattfindet wird!“

Rubey



„Herr Stationsvorstand, kommt denn der Zug noch immer nicht?“
„Leider, Gnädigste, so nette, regelmäßige Züge wie Sie haben wir auf unserer Sekundärbahn nicht!“



Großartig! Vor der Preiserhöhung waren es nur 2 Meter 40!"

Ein unüberlegter Ausspruch

Im Kolleg sagte ein Professor der Chemie, nachdem er eine elektrische Batterie gefüllt hatte, zu seinen Hörern: „Die Füllung dieser Flasche, meine Herren, ist so stark, daß sie einem Menschen töten und einen Ochsen betäuben kann.“ In diesem Augenblick entlad sich durch eine Unvorsichtigkeit die Batterie, und er wurde zu Boden geschleudert. Die Studenten sprangen hinzu, doch der Professor erhob sich schon wieder und sagte aufatmend: „Gott sei Dank! Ich war nur betäubt.“

Bald gesagt

An den Einnamtsch der Honoratioren einer kleinen Stadt setzte sich ein durchreisender Student, der mehr im Kopfe als in der Börse hatte, und wußte bald das Gespräch an sich zu reißen. Ohne ein Ende zu finden, probierte er mit seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit. Eine Zeitlang hörten die guten Bürger ihm geduldig zu; schließlich aber wurde es einem von ihnen doch zu viel, und er sagte zu dem Studiosus: „Wie haben nun genug gehört, was Sie alles können. Sie haben uns neugierig gemacht, zu erfahren, was Sie nicht können.“ — „Oh, das ist bald gesagt“, antwortete der junge Mann. „Ich kann meine Fehde nicht begablen.“

Drohung

Zu Zerkaulen kam ein junger Dichter. Unter dem Arm trug er ein Paket mit fünf Kilo selbstgemachter Verse.

„Darf ich Ihnen meine Gedichte vorlesen?“
Zerkaulen nickte ergeben:
„Meinetwegen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam: ich dichte zurück!“

Unter aller Kritik

Kipling würde das Opfer eines literarischen Freibeutes, der einer bekannten Zeitschrift ein sehr schlechtes Gedicht verkaufte und dieses Gedicht mit dem Namen Kiplings signiert hatte.

Kipling kam wütend in die Redaktion:
„Das Gedicht ist unter aller Kritik!“
„Wir sind derselben Ansicht“, riefte der Verleger, „nur glauben wir, es wäre von Ihnen!“

Überraschung

„Und wie hat er sie denn nun eigentlich aus dem Wasser gerettet?“ forschte Grete Echallweiss neugierig.
„Bei den Haaren hat er sie gepackt und ist losgeschwommen“, erzählte Vore Piepenstein aufgeregt.

„So hat sie doch kein falsches Haar“, stellt Grete Echallweiss sachlich fest.

Kurze Audienz

König Friedrich II. von Preußen erteilte einmal einer Frau v. Epee endlich eine längst erbetene Audienz. Frau v. Epee beschwerte sich über ihren Gatten, von dem sie gerne geschieden sein wollte, und sagte:

„Mein Gemahl begnügt mit wachseln sehr unböflich!“
Der König antwortete lakonisch-kühl: „Das geht doch mich nichts an!“
Frau v. Epee berückte sich daher hinzuzusetzen: „Aber er lästert auch Ew. Majestät!“

Darauf der alte König: „Das geht wieder Sie nichts an. Adieu!“

F. S.

Ein edler Staatsmann

Der große griechische Staatsmann Perikles, einer der gebildetsten und vielseitigsten Männer seiner Zeit, der Athen, das in ihm seinen Beherrscher erblckte, infolge seines überragenden Genies zu der mächtigsten und kultiviertesten Stadt seines Vaterlandes machte, war auch als Feldherr siegreich. Als man ihn nach einem gewonnenen Feldzug baldjüngern darbrachte, wies er sie mit den Worten zurück: „Die Siege sind das Werk des Glücks; ich habe sie mit allen anderen Feldherren gemein. Das einzige Lob, welches ich zu verdienen strebe, ist, nie einen Bürger in Trauer verjagt zu haben.“

W.

Das behagliche Heim



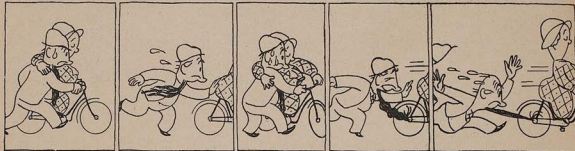
Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42



Der schöne Mist!

Ein frühes, unerschütterliches Dorfmadel, die Tochter eines tüchtigen Landwirts, kommt in die Stadt auf die höhere Schule. In der Freizeit wird sie nun in die ihr bisher unbekanntere antike Welt an Hand der griechischen Götter eingeführt. Etanend hört sie von Herkules, dem Starcken, was er alles für Arbeiten geleistet hat. Nun wird erzählt, wie er in einen Lage den Kinderfall mit den dreitausend Kindern des Königs Augustus gereinigt hat. Da kam die kleine landwirtschaftliche Sachverständige, die die Wichtigkeit der Düngung und die Sorge ihres Vaters um guten Mist kennt, nicht länger an sich halten, und ganz laut bricht sie bedauernd in die Worte aus:

„Und da ist der ganze schöne Mist wieder geschwommen!“

K. B. W.

Der Grund

„Warum haben Sie sich denn so ein kleines Auto angeschafft?“

„Ja, damit ich es bei der nächsten Pfändung besser verkaufen kann!“ F. H.

Immer sportlich

„Was macht ihr denn in der Schule?“

„D, wie trainieren haben ein — Gedicht!“ F. H.

Aus dem Gerichtssaal

Verteidiger: „Der Angeklagte bestreitet alles, nur nicht... die Kosten des Verfahrens!“ F. H.

Die junge Hausfrau

Er: „Aber Schatz, warum reißt du denn den Fisch mit Feinsammetwein ab?“

Sie: „Der ist doch gegen... Schuppen!“ F. H.

Liebe Jugend

Dubi kommt von dem ersten Schulgang nach Hause und die Mutter fragt neugierig, was die Lehrerin den Kindern erzählt hat. „Ja, Mutti, die Lehrerin hat soviel von einem Herrn erzählt, aber ich habe seinen Namen wieder vergessen.“ Darauf die Mutter: „Du, das wird wohl der Herr Jesus gewesen sein!“ Und Dubi ganz überaus: „Ja, Mutti, das stimmt, du kennst aber auch alle Leute!“ W. H. L.

In einem billigen Restaurant

Gast: „Sind diese Koteletten von einem Hammel oder einem Schwein?“

Kellner: „Können Sie das nicht schmecken?“

Gast: „Nein.“ Kellner: „Dann ist es doch ganz gleich, woher sie sind.“

Die Jugend ANZEIGE

Tausende lesen ihre Zeitschrift- und welche Zeitschrift liest Du?



LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
Lieferart
ADRESSEN
schriftlich
WURFSENDUNGEN
erledigt
FÜR SIE
ADOLF SCHUSTERMANN
PENKUPF. 77, JAHRESNUMMER 2164, 2162 UND 2081
BRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunstablätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandkalender verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Inserate in der „JUGEND“ finden weite Verbreitung!
Straffe, feste Büste
d. Webers Harmon-Büsten-Creme
Kl. Dose 4.- M., gr. Dose 6.- M.
postfrei Nachs.
M. & L. Weber
Berlin-Steglitz 8, Südstr. 53a

LEST DIE „JUGEND“

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Was das Geld für Erwerbungen von Originalen heißt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstablättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zusätzlich Postposten durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postposten) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Liest den
Sportfischer
die vortrefflich ausgestattete Pachtbeschrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischeresport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
KarlstraÙe 44

Süddeutsche Kunst in München
Neue Pinakothek
Oktober bis Dezember
Täglich 10—16 Uhr — Eintritt 50 Pfennig

Schneller Wandel

Als Napoleon I. 1813 die Insel Elba verlassen hatte, um sich die verlorenen Kaiserkrone von Frankreich zurückzuerheben, geriet ganz Europa in Aufruhr. Welchen Wandlungen die Stimmung damals unterlag, spiegelt sich in den Zeitungsartikeln während der Zeit bis zu seinem Einzug in Paris deutlich wieder. In den zehn Tagen konnte man lesen:

1. Der Menschenwürger ist aus seiner Höhle gegangen.
2. Der forstliche Menschenfresser ist jorden beim Cap Juan ans Land gestiegen.
3. Der Tiger ist zu Cap angekommen.
4. Das Unthier hat in Grenoble geschlafen.
5. Der L'brann ist durch Venen gegangen.
6. Der Usurpator ist dreißig Meilen von der Hauptstadt geflohen worden.
7. Bonaparte rückt in Eilmärschen vor, wird aber nie nach Paris kommen.
8. Napoleon wird wegen vor unsrer Mauern sein.
9. Der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen.
10. Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät haben gestern Ihren Einzug in Ihrem Schlosse, dem Tuilleries, mitten unter Ihren treuen Untertanen, gehalten. W.

Das kleinere Übel

Dionysos, der grausame Tyrann von Syrakus, dem Schiller in seiner „Bürgschaft“ auch menschliche Züge gibt, wollte nicht nur durch politische, sondern auch durch dichterische Erfolge glänzen. Seine Eitelkeit ging so weit, daß er es wagte, die besten Sängler zu den Dionysischen Spielen zu schicken, damit sie dort seine Dichtungen vortragen. Aber er wurde schimpflich verhöhnt. Dies verjagte ihn in große Wut, hielte ihn aber nicht. Als einmal ein gewisser Philareos, dem er seine Gedichte vorgelesen hatte, diese freimüthig tadelte, ließ er ihn ins Gefängnis werfen. Doch es lag ihm so viel an seinem Urteil, daß er ihn nach einiger Zeit wieder vor sich holen ließ, um ihn abermals Gedichte vorzulesen. Eine Zeitlang hörte Philareos ergeben zu; dann stand er plötzlich mitten in einer Verlesung auf und wandte sich um. Dionysos unterbrach sich und fragte ihn: „Wohin willst du?“ — „Ins Gefängnis zurück“, antwortete Philareos. W.

Maçon



„Dös brigans halt a net ferti, daß amal a Bier regnat, statt dem damischen Wasser.“

Der Sturm auf das steinerne Herz



Es war ein schwieriger Fall. Die möglichen Umstände und unglücklichen Verwicklungen der Klage- und Nachklage hatten dazu geführt, daß die Frau meines Freundes gegen alles Bessele ihr Herz vor Steinern ließ. Sie lebte nur in der Vergangenheit und glaubte, das unglücklichste Wesen auf der Welt zu sein / Das schmerzte den Mann sehr, denn er erwartete von der Zukunft noch manches Schöne. Die Advokaten zelt hielten ihm eine Idee, bei deren Durchführung ich ihm helfen mußte. Mit zwei Dutzend Kläden aus Haus und Nachbarschaft wurde die geheime Abmachung getroffen: Wenn an diesem Freitag eine weiße Laterne erseheint — dann kommt sofort zur Weisheitsverleumdung / Wie mußten verständig vorgehen. Logelins brachten wir heimlich in kleinen Paketen die Geschenke ins Haus und vertheilte sie sorgfältig. Dann mußte Weisheitsverleumdung in unglücklichen Augen angeschrien werden, für Schelmelei zu sein zu fragen, und schließlich war auch ein Dutzend in die Wohnung zu kommen. Geduld kam der Tag, und die Frauen nun im Zimmer meines Freundes und warteten darauf, wann seine Frau wohl ihren Gespielergang machen würde, denn wir mußten sie ja vor die vollendete Thatfache stellen / Es wurde drei — wurde vier Uhr. Noch immer war sie nicht gegangen. Von der Straße erschallte plötzlich anstößendes Gemurmel. Die Zahl der vorstehenden Kinder nahm sehr Zunahme zu. Schließlich stürz nach 4 Uhr schlag die Haustür zu. Wie warteten noch ein paar Minuten, und dann wurde das verarbeitete Zeichen gegeben / Was nun folgte, war ein unbeschreiblicher Tumult. In aller Eile mußten Thüre zusam-



mengedrückt und gedreht werden. Alle Hände hatten mit, alles stürzte und ließ durch-einander, hier ging eine Laterne zu Bruch, und dort drehte ein ganzer Tisch um-gestürzt zu werden. Es war wunderbar! — Schließlich sah alles. Die Schwä-cher konnte eingezogen und die denkwürdige Schelme um die Studentenler erkräftet werden / Wie es am liebsten war, erschien die Frau meines Freundes. Ob sie erkannt war? Es war entsetzt! Ihr erster Versuch zu verschleiern ging in lösem Lärm unter, und als sie sich verlor, schrie sie die zwei Kleinkinder auf dem Gehsteig, wickelten den Schloßschloß-mund an ihre Brust, und wollten von ihr wissen, wann denn nun endlich die Abkehrung käme. Diese Frage wurde aber kurz. Die Hindernisse hatten geflohen, und ganz bekräftigt gelang die Frau, daß sie gar nicht zu beschreiben habe / Das war der große Augenblick für meinen Freund. Er nahm seine Frau beiseite und übergab ihr die vielen, vielen Pakete. Als sie dann beim Austreten der Ohren immer wieder das Glück in die Hindernisse kommen sah, wenn die Hindernisse der Weisheit empfannten, ging auch ihr das Herz über, und auch sie wurde glücklich. Selbst dem ist sie wie umgewandelt, bei der Ver-gangene vergehen und bildet froh in die Zukunft. Und die Weisheitsverleumdung für dieses Jahr sind schon schämlich / Die Moral von der Ge-schichte? Glück findet immer, wer Kinder zu Weis-wohlen glücklich macht.



F

168 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—
In unserem Verlag erschienen ebenso:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signys auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asenpottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Menschenschlacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenking Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihres Utergangs.

Der Verfasser hat die für das weitspannende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vierzehnten Dichtung Fr. Webers über Dreizehnhöhlen gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber vergessen, daß Verse heutzutage in vielen Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches erregt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG, München, Herrnstr. 10

DIE BALLADE VOM MEISTERBOXER

Von Herbert Lestiboudois

*Einst war er nichts gewesen,
der Ruhm ging stets vorbei,
und nirgends stand zu lesen,
daß er vorhanden sei.*

*Dann trug ihn eine Welle
Gott weiß wie hoch hinauf...
Die Welt sah auf der Stelle
bewundernd zu ihm auf.*

*Wie dies so schnell geschehen,
das ging ihm selbst nicht ein.
Ihm schien's, beim Licht gesehen,
ein unverdientes „Schwein“.*

*Doch sollt er darum trauern?
Er dachte nicht daran.
Kein Glück tut ewig dauern...
Und forsich hielt er sich van!*

*Und Ruhm stand ihm zur Seite
wie sonst im Leben nie.
Im Munde aller Leute
war er das „Boxgenie“.*

*Das nahm kein gutes Ende.
Er ward' ein reicher Fant.
Das Glück zog seine Hände
zurück von ihm und schwand.*

*Er hat sich nicht bewiesen.
Nun stand er da — allein.
Von niemand mehr gebiesen,
bedeutungslos und klein.*

*Es ward, wie es gewesen.
Kaum wird er wo vermist.
Und nirgends steht zu lesen,
daß er vorhanden ist.*

Maçon

Liebe Jugend!

Wilfried, der jüngste von den drei prächtigen Buben seiner Schwester, macht sich in letzter Zeit häufig Sorgen, wie er einmal zu einer Frau kommen soll.

Am Morgen seines achtsten Geburtstages darf er zur Feier des Tages einen Augenblick zu seiner Mutter ins Bett kommen. „Mutti“, beginnt er nach längerem Schweigen gögernd, „hast du schon einmal gehört, daß irgendwo auf der Welt jemand seine Mutti geheiratet hat?“ „Nein, Willerchen“, sagt diese, „das habe ich noch nie gehört.“ Wieder eine Panne nachdenklichen Schweigens, dann richtet sich der Bub auf, umarmt die Mutti, und mit dem Besitztum tiefster Ubergengung erklärt er „und ich tu's doch!“

Der künftige und geprüfte Zimmermeister, den es im oberen Redartal gibt, der „Jilles“ nämlich, hat einen schweren Sprachfehler. Und zwar rührt der Mangel daher, daß die Junge des „Jilles“ von Natur aus zu klein geraten und überdies noch mit dem unteren Gaumen stark verwaachsen ist.

Das hindert den „Jilles“ indes nicht, zumal wenn er einen über den Durst getrunken hat, sich immer wieder in der Kunst des Redens zu üben. So spricht er denn eines Abends am Stammtisch heftig auf mich ein, und ich habe alle Mühe, ihn zu verstehen. Anscheinend bleibt ihm dies nicht verborgen; denn mit einem Male berichtet er mir von seinem Gebrechen, wobei er zum besseren Verständnis offenbar seinen Mund weit aufsperrt und mir das verkrümmerte Fingerglied zeigt.

Der „Jilles“ tut mir in diesem Augenblick wirklich leid, und ich bedauere sein Unglück aufrichtig. Doch er wehrt heftig ab.

„Nä, nä, Herr Doktor“, meint er wichtig, „uf des Jingelische loß ich nie kumme. Des bot mer nämlich schon viel Geld eingebracht; denn wie manch änder hab' ich schon schwer bedrögt, ohne daß er es hätt' verstehe' könne...“



„Donnerwetter, Friß! Wo hast du denn diese wunderschönen Melonen her?“ — „Die sind für meine Schwiegermutter bestimmt, lieber Freund. Neulich sagte sie zu mir, daß sie ihr halbes Leben für eine Zuckermelone hergäbe, da habe ich nun gleich zwei besorgt!“

BÜCHER

Christina Bock: Kleine Anleitung zum möblierten Leben.
(Bruno Cassirer Verlag, Berlin.)

Ein witzig grüblerisches Büchlein. Auszug, Einzug und wieder Auszug aus möblierten Zimmern: mit jeweiliger Anweisung zum Verhalten bei derlei Gelegenheiten, die von Ärger, Langeweile, Traurigkeit und anderen Gelegenheiten beeindruckt werden. Stellenweise erinnert Aufbau und Stil an Reimann's „Modernen Kitzge“, wohingegen das Inhaltliche nachdenklicher und schwer-mühtiger gehalten ist. Besonders witzig: Das Spiel mit den alten Stempeln, Anspruchslose, skizzenhafte Zeichnungen des Verfassers werden ihrem illustratorischen Zweck durchaus gerecht. Eine Lektüre für träumerische Junggesellen.

Karl Kurt Wolter.

Ferdinand Junghans: Das dramatische Theater deutscher Nation.
(Verlag „Die Runde“, Berlin.) In der Reihe „Verpflichtung und Aufbruch“.

„Das Theater ist keine Stätte der Literaturdarstellung... das dramatische Theater ist vielmehr ein Ausdruck der Nation auf der Höhe künstlerischer Gültigkeit und in der Form des lebendigen Spiels“ (S. 39) — dieser Satz des Verfassers gibt den Grundgedanken seiner Ausführungen wieder, die in die Kapitel „Grund und Unweg“, „Wesen“, „Formen“ und „Faktoren“ eingeteilt sind. Man findet viele wesentliche Gesetzmäßigkeiten sachkundig dargestellt, wie sie die Probleme Festspiel und Drama (S. 56 ff.), Film und Pank ergeben. Junghans' Auffassungen, die glücklicherweise auf praktischer Erfahrung beruhen, ist in allen Punkten zuzustimmen und der abschließende Ausblick — Verleger und Kritiker könnten vor allen anderen Wegbereiter des dramatischen Theaters sein — sollte beachtet werden. Die ganze Arbeit bezeugt eine tiefe Liebe zum Theater, zum echten wirklichen Theater.

Karl Kurt Wolter.

Paul de Kruif: Bezwingung des Hungers. (Holle & Co., Verlag, Berlin.)

Wirklich ein herrliches Buch! „Romane“ der Wissenschaft, aber Romane, die tatsächliche Wirklichkeit sind. Menschensicksale, wie sie kein Romanschreibersteller packender erdenken könnte, gestaltete hier das Leben. Diese Phantasten und Träumer, die zu Wissenschaftlern wurden und der Menschheit Schätze schenken, erscheinen jeweils als Figuren eines großen Dramas. Ob sie nun den „schwarzen Rost“ des Weizens besiegen, die Krankheiten der Rinder beseitigen oder der Pellagra zu Leibe rücken — immer versteht es de Kruif, eine an sich trockene Wissenschaft fesselnd darzustellen. Curt Thesing, der altbewährte Übersetzer, arbeitete durch glücklich. Auch die gediegene Aufmachung dieses seltenen Buchs verdient lobend erwähnt zu werden. Solche Bücher, spannend und wertvoll zugleich, haben von jeher gefehlt!

Karl Kurt Wolter.

Für die Haut: Leokrem

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem walddgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Zum Ehrenkreuz,



zu den Kriegsgorden

fehlt Ihnen „ORDRA“ das staubfrei gerahmte Ordenskissen.

Saubere Ausführung — ein Schmuck für jedes Heim.

Es ist als Hoch- oder Querformat aufhängbar, je nachdem ob ein Orden, ein Ehrenkreuz oder eine Medallionspange untergebracht werden soll.

Größere Formate auf Anfrage (Kissengröße oder Ordrenzahl angeben!)

PREIS des Kleinformats 16x20 cm
lichte Weite 10x14 cm **M. 3.50**

Bestimmt erhältlich durch:

Leopold Lerch, München, Rathaus
HermannWörlein, München, Hirtenstr. 20
W. Hildebrand, München, Arnulfstr. 26

Sonst in den Ordens-Spezialgeschäften zu erfragen.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für

45

Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen.

Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß.

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet.

(Süddeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten.

(Der Photograph, S. 46, 1934)

BERNARD ISERT

RICHTIGES ENTWICKELN

- ANLEITUNG DER BEWERTUNG DER NEGATIVE ENTWICKELN
- BEI DER NEGATIVE ENTWICKELN
- LICHTE
- EIN ZENTRUM, ZUM ENTWICKELN
- KLARHEIT

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI / HEFT 2

BERNARD ISERT

PAN CHROMATISCHE FOTOGRAFIE

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI / HEFT 2

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Reform!

Erich Wilke



Erich Wilke

Wie aus Madrid gemeldet wird, sollen die Stierkämpfe künftighin zwar nicht abgeschafft, aber den Grundsätzen der Humanität entsprechend „gemildert“ werden.